

Elmar Schenkel

Kohelet, oder der Prediger Salomo: Resonanzen eines biblischen Textes

Warum zieht mich dieser Text an, dessen Autor wir nicht kennen?

Er stammt vermutlich aus dem 3. Jahrhundert vor Chr., hat also nichts mit dem König Salomon zu tun, der lange vor seiner Zeit lebte. Das hebräische Wort Kohelet bedeutet soviel wie Sammler von Sprüchen oder Menschen. Es könnte sich also um einen Gemeindevorsteher handeln. Die Sätze sind aphoristisch zugespitzt, oft meint man, eigene Lebenserfahrungen des Redners herauszuhören, so auch eine Empörung über die Ungerechtigkeit der Welt, vielleicht auch Gottes. In dieser Hinsicht erinnert uns Kohelet an Hiob. In Bezug auf seine Kürze ist es vielleicht das meistzitierte Buch der Bibel und bleibt in Erinnerung mit solch prägnanten Formulierungen wie „Alles hat seine Zeit“, „Es gibt nichts Neues unter der Sonne“ und „Alles ist Eitelkeit, ein Haschen nach dem Wind.“ Es liefert auch die Vorlage für das Sprichwort „Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“ Insgesamt ist es ein widersprüchliches Werk. Es fordert zum gottgerechten Leben auf und betont zugleich, dass auch das nichts bringe. In dieser Widersprüchlichkeit spricht es von Erfahrungen, die wir bis heute alle machen. Es stellt die Frage nach dem Sinn des Ganzen, es fragt nach dem Glück, und es ist verzweifelt über die Sinnlosigkeit. Sollten wir es einordnen, kämen Vokabeln heraus wie: skeptisch, agnostisch, existenzialistisch, desillusioniert, ja vielleicht atheistisch und gläubig zugleich. Mit einem Wort: es ist modern. Anders gesagt: es zeigt, dass es die Moderne immer schon gab.

Daher hat es auch vielfache Resonanz gefunden: in der Musik reicht sie etwa von Brahms bis zu den *Puhdys*. Pete Seeger hat es mit „Turn! Turn! Turn! (To Everything There Is a Season)“ 1950 vertont. Die *Byrds* kamen damit 1965 auf Platz Eins der Single Charts der USA. Allein für die englische Literatur, die ja mein Gebiet ist, könnte ich eine ganze Traditionslinie zeichnen, in der die Botschaften dieses Textes aufleuchten: in altenglischen Elegien zum Beispiel, wie „Deor“, dem Gesang eines ausgedienten Hofsängers, in Shakespeares Sonetten, in denen Liebe und Vergänglichkeit aufeinander bezogen werden, ebenso wie in Hamlets Monologen. Eigentlich könnte Hamlet selbst der Autor des „Kohelet“ sein. In der Moderne greift T.S. Eliot Motive des Kohelet auf in seinem frühen Gedichte „The Love Song of J. Alfred Prufrock“. Ein schüchterner Mann zögert wie Hamlet und tröstet sich mit dem

Gedanken, dass ein jegliches Ding seine Zeit habe. Fündig wird man auch im Gesamtwerk von Beckett, einer modernen Inkarnation des Kohelet, Samuel Beckett. Wie wichtig der Text für die Moderne ist, zeigt auch dieses literarische Faktum: In Ray Bradburys *Fahrenheit 451*, in dem eine bücherfeindliche Zukunft gezeigt wird, lernt der Held namens Montag den „Kohelet“ auswendig, um ihn für die Menschheit zu bewahren. Die Eitelkeit allen Daseins, die Vergeblichkeit und Vergänglichkeit wird in der gesamten Weltliteratur thematisiert. Alles Schriftliche, alles Erinnern hat ja genau mit dieser Frage zu tun. Wer aufschreibt, versucht die Vergänglichkeit zu überwinden, muss sich ihr aber erst recht stellen. Und so fallen uns Namen ein wie die Amerikanerin Emily Dickinson mit ihren kurzen Gedichten, die immer wieder das Verschwinden thematisieren; das japanische Haiku (zum Beispiel eines Bashô) oder die Lyriker Chinas und des Orients, Franz Kafka, der hoffnungslose Rumäne Émile Cioran oder die deutsche Barocklyrik.

Das ist vielleicht nichts Neues. Bei dem erneuten Lesen des Textes fiel mir jedoch eine besondere Form von Resonanz auf, die einerseits mit der aktuellen politischen Situation zu tun hat, andererseits mit all den Erfahrungen des heutigen Lebens in einer Universität.

Hier einmal ein Echo auf die derzeitigen Vorgänge in der amerikanischen Politik:

Weh dir, Land, dessen König ein Kind ist und dessen Fürsten in der Frühe tafeln.

Sie wissen sicherlich, dass die Journalisten derzeit viel früher aufstehen müssen als zu Zeiten von Bush oder Obama. Sie lauern nämlich auf die Tweets des Präsidenten, die dieser morgens in aller Frühe absetzt (oder besser, ausscheidet wie ein biologisches Phänomen). Dass die Medien einst Fürsten hießen, dürfte auch einleuchten.

Aber nun zur Universität und dem, womit wir uns täglich beschäftigen. Der Kohelet hat zunächst einmal weise gesprochen, was den Bau des Paulinums angeht.

Wie haben wir alle gewartet, uns geärgert, in diese oder jene Richtung, gehofft, und waren wieder enttäuscht über Verzögerungen, Änderungen, Nicht-Änderungen, über den Architekten und wiederum dessen Gegner. Darauf gibt es in der Bibel nur diesen einen Satz: *Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde.* Möge sie also getroffen sein.

In der Universität ist Ehrgeiz ein hohes Gut, es wird staatlich gefördert, wir fördern es bei unseren Studierenden wie Mitarbeitern. Aber ist es deshalb sinnvoll? Was ist mit all den Exzellenzclustern und Rankings? Der Kohelet weiß dies:

Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, es ist alles ganz eitel. Was hat der Mensch für Gewinn von all seiner Mühe, die er hat unter der Sonne? Es ist im Übrigen interessant, dass wir meist englische Termini benutzen, wenn es um diese Werte geht. Vielleicht wären sie zu

durchsichtig, wenn wir deutsche Wörter nähmen: Auszeichnungen, Ehre, Titel, Orden? Hatten wir doch schon mal... Da spricht Gustave Flaubert mehr mit dem Kohelet: „Les honneurs déshonorent, le titre dégrade, la fonction abrutit.“ Zu Deutsch: Die Ehren entehren, der Titel degradiert, das Amt macht stupid.

Ehrgeiz hat immer mit dem Wunsch nach Selbstvergrößerung zu tun, mit Superlativen generell, mit einer Ausweitung des eigenen Territoriums. Das Wort *Sonderforschungsbereich* enthält die *Sonderstellung* ebenso wie das *Reich*. Dazu der Kohelet:

Ich sprach in meinem Herzen: Siehe, ich bin größer geworden und habe mehr Weisheit gesammelt als alle, die vor mir gewesen sind zu Jerusalem [...] Ich ward aber gewahr, dass auch dies ein Haschen nach dem Wind ist.

Der Kohelet spendet auch jenen Trost, deren Anträge abgelehnt wurden:

Wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämen, und wer viel lernt, muss viel leiden.

Ein Zauberwort heute heißt *Drittmittel*. Das Streben des Einzelnen und der Universität konvergieren hier. Versuche soviel wie möglich an solchen Mitteln von außen heranzuziehen, das kann doch nur gut für alle Beteiligten sein! Jäger und Sammler ziehen aus, um für den Stamm das Beste einzuholen, möglichst ein Mammut. Das Prestige der Gruppe und des Forschers stehen auf dem Spiel. Ich möchte hier nicht auf die geistige Lenkung eingehen, die von solcher Mittelsuche ausgeht und originelle Ideen möglicherweise im Keim erstickt. Hier interessiert nur die Vergötterung der Größe. Der Kohelet über *Drittmittel*: *Ich erwarb mir Knechte und Mägde und hatte auch Gesinde, im Hause geboren; ich hatte eine größere Habe an Rindern und Schafen als alle, die vor mir zu Jerusalem waren. [...] ich sammelte auch Silber und Gold und was Könige und Länder besitzen. [...] Als ich aber ansah alle meine Werke, die meine Hand getan hatte, und die Mühe, die gehabt hatte, siehe, da war es alles eitel und Haschen nach Wind und kein Gewinn unter der Sonne.*

Weitere magische Worte, die uns zu höheren Leistungen anspornen sollen, lauten: *Evaluation, Optimierung, Enhancement*. Dazu weiß der Prediger:

Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise, damit du dich nicht zugrunde richtest.

Hier muss ich ein Geheimnis mitteilen. Ein ehemaliger Universitätspolitiker hat mir mal im Vertrauen zugeflüstert, dass es auch schlechte Professoren geben müsse. Mit solchen Erfahrungen würden Studenten doch besser auf das reale Leben vorbereitet, als wenn ihnen überall ein Nest gebaut werde. Berufs- und wirklichkeitsbezogenes Studium sozusagen. Auch die Evolution hat natürlich immer evaluiert und sich die Angepasstesten herausgezogen. Allerdings braucht sie für neue künftige Herausforderungen auch die Außenseiter, die

schrägen Vögel, die möglicherweise hier scheitern, um dort zu großen Erfolgen zu kommen. Viele der größten Denker waren schlechte Lehrer. Das ständige sich gegenseitig Beurteilen hat sicherlich eine Verbesserung zur Folge, aber eben nur in einem mittleren Bereich. Das Außergewöhnliche braucht dagegen Freiräume und Vertrauen auf Zukunft. Es besteht mit anderen Worten die Gefahr einer großen Homogenisierung geistiger Leistungen. Ich lehre und forsche so, wie ich glaube, dass es die anderen erwarten und gut finden werden. Die Prise Zukunft verweht dabei ganz schnell.

Universitäten wie anderen Gruppierungen setzen auf einen natürlichen Narzissmus des Einzelnen, man kann es auch Streben nach Ruhm nennen. Es fällt leichter, Ruhm für die Gruppe, den Stamm oder das Gute an sich zu sammeln als für sich persönlich. Das macht unverdächtig und lässt die eigene Eitelkeit im privaten Gewächshaus blühen. Wenn aber der Ruhmesträger in den ruhmlosen Ruhestand eintritt, ergreift ihn oder sie die Melancholie des Kohelet:

Und mich verdross alles, um das ich mich gemüht hatte unter der Sonne, weil ich es einem Menschen lassen muss, der nach mir sein wird.

So mühen wir uns weiter ab, versuchen, Ruhm zu gewinnen, zum Beispiel durch Publikationen (publish or perish) und auch ich bekenne mich schuldig. Darauf weiß der Kohelet nur dies zu sagen: *Des vielen Büchermachens ist kein Ende*. Und das lange vor den Zeiten des Buchdrucks und der elektronischen Überschwemmung durch Texte. Wo viele Bücher gemacht werden, werden auch viele gekauft und aufgestellt. Ich bin jetzt in eine Lebenszeit gekommen, wo dem Sammeln ein Entsammeln folgt. Der Kohelet hilft mir dabei, denn viele Bücher stehen für vergebliche Projekte, die ich nie mehr realisieren kann. Ich lass dann aber gerne diese Bücher an Menschen, die nach mir sein werden. Ehrlich gesagt entwickle ich gerade eine Leidenschaft für das Loswerden von Büchern. Immerhin entsteht dadurch Platz auf den Regalen und das mögliche eine oder andere neue Buch...

Zum Schluss gibt der Kohelet auch den Lernenden einen Rat: *Viel Studieren macht den Leib müde*. Seit langem empfehle ich daher kürzere Vorlesungen, die durch gymnastische Einlagen aufgelockert werden sollten.

Nachdem nun den Drittmittlern, Sonderforschern und anderen Exzellenzen der Wind aus den Segeln genommen wurde, stellt sich die Frage: Ist das Buch des Predigers Salomo nichts als ein Text für Verweigerer, gar Versager? Die losen Blätter eines Losers?

So darf diese Ansprache selbstverständlich nicht enden. Kohelet vertritt eine Perspektive auf das Leben, und zwar die des Melancholikers.

Wir brauchen aber einen Hauch Illusion, um weiterleben und weitermachen zu können. Ich verstehe daher den Text als Anruf zum Innehalten und Luftholen. Er soll uns an die Frage nach dem Ganzen erinnern, nach dem Sinn unserer Beschäftigung. Es ist ja klar, dass letztlich, sobald wir diesen Kirchenraum verlassen, unsere Instinkte wieder siegen werden. Und diese sind auf Zugriff, Einverleibung, und Wachstum aus. Wir sind neugierig auf Erkenntnis, wir wollen unsere Territorien des Wissens ausweiten. Wir sind seit eh und je, evolutionär gesehen, auf das Neue aus.

Aber diese Instinkte, wenn sie sich mit hochmoderner Technik und Ökonomie verbünden, müssen wieder unter die Lupe kommen. Warum regt sich derzeit etwa kaum jemand über Wachstum auf? Alles ist gut, wenn es wächst, ist die Maxime. Möge die Uni wachsen, möge Leipzig wachsen, möge die deutsche Wirtschaft unbändig weiterwachsen: wir sind dann sehr zufrieden. Dabei ist Wachstum, egal für welche Institution oder welchen Organismus, auf Dauer für alle Beteiligten und den ganzen Planeten das reinste Gift.

Daher können wir den Kohelet gut gebrauchen. Er sagt, dass alles ein Haschen nach Wind ist. Ich lese das als Plädoyer für ein zeitweiliges Stillstehen, für eine Pause, die einen anderen Blick auf unsere Tätigkeiten ermöglicht. Haschen nach Wind: ist es das nicht, wenn wir Atem holen? Wir fangen uns Wind für den Körper ein. Ohne dieses Haschen könnten wir gar nicht leben.

Der Kohelet sagt, ein jegliches habe seine Zeit, und dazu gehört eben die melancholische Unterbrechung. Er sagt auch, dass der Mensch nicht *seine Zeit kenne*. Das scheint mir ein tiefsinniger Spruch zu sein. Stellen wir zum Schluss die Frage an unsere Lehr- und Lernstätte: Was ist die Zeit der Universität? Wissen wir sie?

In jedem Moment unseres Daseins leben wir auf einer einzigen Zeitachse, in anderen Momenten aber auf anderen. Im Laufe einer Stunde oder eines Tages kommen einige Achsen zusammen. Jetzt zum Beispiel bewegen wir uns in der Zeitdimension – der einer Kurzpredigt (ich höre gleich auf). Wenn wir dabei in Gedanken abschweifen und etwa an unsere Eltern denken, sind wir in einer Generationen-Achse, das heißt, einem Zeitraum von 40-50 Jahren. Denke ich an den Dreißigjährigen Krieg, kommt die Achse des historischen Gedächtnisses ins Spiel. Wenn wir krank sind, steht uns die Begrenzung des Lebens vor Augen, wenn wir tagträumen, beschäftigen wir uns mit der Zukunft. Wenn wir evolutionär denken, rücken die letzten 500 000 Jahre ins Gesichtsfeld, wenn wir in den Himmel schauen, zeitlich Unendliches. Im Einzelnen kommt es darauf an, diese Achsen immer wieder zu verbinden. Und das ist das Potential einer Universität, die wie keine andere Institution die Verbindung dieser Zeitachsen, die immer auch Maßstäbe und Perspektiven darstellen, verbindet. Oder

zumindest verbinden könnte, stünden wir doch in einem intensiveren interdisziplinären Dialog als bislang. Die Kommunikation zwischen Disziplinen ist eine zwischen Zeitebenen.

Gut, der melancholischen Sprüchsammler wird wieder sagen, es sei ohnehin alles vergeblich, ob eine oder viele Zeitachsen. Und er hat nicht Unrecht, denn jeder Wechsel von der einen auf die andere Achse relativiert die erstere, kann sie sogar lächerlich machen. Dem müssen wir uns aber – nicht-melancholisch – stellen. Wir können ja auch cholерisch, sanguinisch oder phlegmatisch darauf reagieren. Der Melancholiker muss nicht das letzte Wort haben.

Am Ende bleibt eine Weisheit übrig, die universell genannt werden kann. Man kann sie in vielen Religionen und Mythen wiederfinden. Sie lautet: Der menschliche Plan geht niemals auf. Der Mensch verstrickt sich, weil er „seine Zeit nicht weiß“ – und erfindet Philosophien, Techniken, Geschichten und Universitäten, um diese Unsicherheit zu kompensieren.

Der Kohelet ist nicht nur melancholisch, wenn er uns des Öfteren darauf hinweist, dass wir uns erfreuen sollen an dem Geschenk Gottes, das unser kurzes Dasein darstellt. Daher bitte: trinken, essen, fröhlich sein, den Augenblick genießen, mit Freunden sein und lieben. Alles andere wird sich daraus ergeben: *So geh hin und iss dein Brot mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Mut. Carpe diem, fange den Tag, hasche nach Wind!*